

viele ein neues Blatt in der Unheilsgeschichte jener Zeit aufgeschlagen. Nicht ohne daß der noch im grausigsten Ernste mitschwingende Humor des Verfassers dem Leser jene Distanz verschaffte, ohne die er – vor dem ungemildert Schrecklichen – zu flüchten versucht wäre: Man kann diese Lektüre ertragen, ohne die Unerträglichkeit des Geschehenen im allergeringsten beschönigt zu finden.

Zu zwei Sätzen des Buches drängen sich uns Bemerkungen auf. Eine sprachkritische: „Der Emil hat sich taufen lassen“, stöhnt über den um materiellen Vorteils willen erfolgten Schritt seines Sohnes der alte Synagogendiener (S. 36); aber er müßte sagen: „Der Emil hat sich getauft“, weil es der merkwürdige und bedenkenswerte Sprachgebrauch so will, der gerade dieses ‚Sich geschehen lassen‘ als Tun zu begreifen entschlossen scheint.

In der Sache aber nicht unbedenklich ist eine andre Wendung, wonach in Prag alles beim alten geblieben wäre, „wenn nicht die Verbündeten nach dem ersten Weltkrieg die Dummheit von Versailles gemacht und dadurch in der Folge einen neuen Tamerlan kriert hätten...“ (S. 54), wo es doch wohl treffender etwa geheißen hätte: „einem neuen Tamerlan den Weg geebnet...“ oder ähnlich, damit jeder leiseste Anschein einer unhaltbaren Entschuldigung für Unentschuldbares vermieden worden wäre. (Mildernde Umstände sind ja noch keine volle Entschuldigung!)

Aber man wird zu würdigen haben, daß Ben-Gavriel offenbar alles ihm Mögliche tun wollte, um zu verhüten, daß sein Preislied auf Tschechen und Juden als Anklage gegen „die Deutschen“ mißverstanden würde. Das zeigt besonders deutlich der wichtige Satz über den geheimnisvollen Prager Widerstands-Dämon ‚Neplatka‘ (S. 229): „Doch als eines Nachts auf den von der Untergrundbewegung an Hausmauern geklebten Handzetteln mit der Inschrift ‚Vergeßt niemals, was die Deutschen uns getan haben!‘, noch ehe die Polizei sie entfernen konnte, das Wort ‚Deutsche‘ mit dem Wort ‚Nazis‘ überklebt worden war, kam kein Mensch auf die Idee, diese ungewünschte Umgestaltung einer gerade aktuellen Weltanschauung dem mysteriösen Alten in die Schuhe zu schieben.“ – Das ist echter Ben-Gavriel.

Heinrich Böll: Billard um halb zehn. Köln 1959. Kiepenheuer & Witsch. 305 Seiten.

Paul Schallück: Engelbert Reinecke. Frankfurt 1959. Fischer. 198 Seiten.

Zwei Romane dieses selben Jahres, welche im Rückblick aus der heutigen Wirtschaftswunderwelt heraus die ‚unbewältigte Vergangenheit‘ erstehen lassen. Der erste, um hier wie dort „die Wahrheit des Lammes, das geopfert wird“, zu finden, *nicht* – wie ein Rezensent fortfährt – „damit die Welt weiterleben kann“, sondern: damit *diese* Welt ihr Gericht erfährt und eine *andre* Welt mit dem geschlachteten Lamm ersteht. Der zweite Roman, um zur tapferen Tat aufzurufen, auf daß, was unbewältigt blieb, doch noch bewältigt werde.

Böll, dessen erzählerisches Werk hier eine neue Reifestufe erklimmt, auf die man seit seinem Inselbuch ‚Das Tal der donnernden Hufe‘ bereits rechnen durfte, gibt hier das weit-ausholende und zugleich bis an die Grenze des ‚Surrealistischen‘ verdichtete Zeitbild des letzten deutschen Halbjahrhunderts: Ein kluger, gewandter rheinischer Architekt macht erfolgreich Karriere, ohne geradezu mit seinem christlichen Gewissen in Konflikt kommen zu müssen; schon der Sohn, den ihm seine an der Diabolie dieser Welt seelisch zerbrechende Gattin gebar, wird zu tödlich von denen überschattet, die ‚das Sakrament des Büffels‘ wählten (statt: das des Lammes), um noch bauen zu können; er muß sprengen – und kann es genau, als Statiker von Beruf; er darf nirgends mehr ‚mitmachen‘; aber er vermag seinesgleichen wie ein Scheit aus den züngelnden Flammen zu retten; eine tröstlich ‚intakte‘ Enkelgeneration findet sich zusammen, die zum Opfer bereit scheint (nicht etwa zum ‚Einsatz‘). Über dem ganzen liegt tiefe, aber keineswegs trostlose Melancholie und eine entschlossene, aber nicht im geringsten rachsüchtige Un-

versöhnlichkeit gegenüber den Zeitgewalten, in welcher uns geradezu der Schlüssel zum Verständnis des Werkes gegeben zu sein scheint. Drei Stellen sind in diesem Sinne am deutlichsten:

„Eure Wohltaten“, sagt der zu kurzem Besuch im früheren Vaterland zurückgekehrte Emigrant seinem ehemaligen Schulkameraden, der ihn einst bis aufs Blut gequält hat, jetzt ‚Demokrat aus Überzeugung‘ geworden ist und sich darauf beruft, daß er immerhin die Schwester des jugendlichen ‚Staatsfeinds‘ vor Verhaftung (und deren Folgen) bewahrt habe, „sind fast schrecklicher als eure Missetaten“.

„Und ihr seid unbarmherziger als Gott, der die bereuten Sünden verzeiht.“

„Wir sind nicht Gott und können uns seine Allwissenheit so wenig anmaßen wie seine Barmherzigkeit“ (S. 193).

Weiter: Die Leute sagen zu dem jungen Mädchen (des Architekten Sohns künftiger Schwiegertochter), das von seiner Mutter zurückverlangt wird, nachdem sie es 1945 auf Führerbefehl hin umzubringen versucht hatte, und es zu barmherzigeren Pflegeeltern gelangt, bei denen es bleiben will: „Aber das ist doch mehr als zehn Jahre her, und sie bereut es“; und ich sagte: „Es gibt Dinge, die man nicht bereuen kann.“ „Willst du“, fragte sie mich, „härter sein als Gott in seinem Gericht?“ „Nein“, sagte ich, „ich bin nicht Gott, also kann ich nicht so milde sein wie er“ (S. 227).

Und schließlich der Statiker, der zur Wiedereinweihung der von ihm selbst im Kriegseinsatz gesprengten Abtei, des architektonischen Erstlingswerks seines Vaters, geladen ist: „Ich werde nicht zur Einweihung kommen“, dachte Robert, „weil ich nicht versöhnt bin, nicht versöhnt mit den Kräften, die Ferdis Tod verschuldeten und nicht mit denen, die Ediths Tod verschuldeten und Sankt Severin schonten; ... mit der Welt, in der eine Handbewegung und ein mißverständenes Wort das Leben kostet“ (S. 248).

Möchte dieses Werk den Zehntausenden, die es gelesen haben (beim Vorabdruck in der FAZ) und lesen werden, nicht nur als eine dichterische Höchstleistung unserer Zeit im Gedächtnis haften bleiben, sondern tiefer noch: im Gewissen.

Schallücks Roman darf rein moralisch gewiß nicht weniger Anerkennung für seine ‚Tendenz‘ beanspruchen als der Bölls; bei manchen wird er sogar noch mehr finden, weil sein Schluß-Salto-mortale so brav aus der trost- und hoffnungslosen Wi-Wu-Situation, die er 195 Seiten breit geschildert hat, auf den letzten zwei zum Ausblick auf tatkräftige Ausmistung des Augias-Stalles durch ein paar ‚zornige junge Männer‘ hinüberhüpft und mancher dadurch erleichterte Leser sich gern in die Illusion wiegen lassen wird, solche Miniatur-Kollektiv-Münchhausiade (einander an den eignen Zöpfen aus dem vorher geschilderten Riesensumpf zu ziehn) sei, weil erwünscht, auch möglich, obwohl jeder Denkende dies bestreiten muß, der das Bild des Sumpfes nicht beim Übergang aufs letzte Blatt des Buches schon wieder vergessen hat. Und doch gehört zu den relativ stärksten Stellen des schwachen Werkes jene Selbstverdoppelung des Blu-Bo- und Wi-Wu-Deutschen: „Links in seiner Uniform, den Arm in der Binde, Kriegsverdienstkreuz. Rechts in seinem stahlblauen Zivil. Beide Male die gleiche Figur... Und beide Male reibt er sich die Hände. Und der Linke sagt: dieses Europa: der reinste Sauhaufen, aber es wird neu geordnet, und zwar unter deutscher Vorherrschaft. Und jetzt – als Antwort – rechts: Unsere Spielwarenfabrikation erobert die Welt. Unsere Währung im stabilen Rücken, so werden wir die abendländisch-westeuropäische Gemeinschaft begründen... Da meldet sich wieder der Uniformierte: Ich glaube bedingungslos an die biologische Überlegenheit des deutschen Menschen. Und schau jetzt wieder rechts, wo der stahlblaue Anzug erwidert: Sieghafter Leistungswille des deutschen Volkes... So ein Wirtschaftswunder macht uns keiner nach. Sieger von gestern stehen heute an unsern Kassen Schlange“ (S. 174).

Vor dieser Gestalt und ihren Abwandlungen unter den älteren Kollegen will ein junger Mathematik-Lehrer in eine industrielle, minder verantwortungsschwere Tätigkeit fliehen,

weil ihm die Tätigkeit an eben der Schule zur Hölle gemacht wird, an der sein Vater als Gymnasiallehrer von altem Schrot und Korn stand und fiel (der Hitlerei zum Opfer: „einer muß den Jungen wenigstens zeigen, wenn er es ihnen schon nicht sagen kann, was wahr und was falsch ist“, S. 165). Aber der einzige – größere – Gesinnungsgenosse dieses Vaters, ein pensionierter Zeichenlehrer, der (sehr unzulänglich) als alttestamentlicher Prophet stilisiert ist, bringt ihn ab von dieser Flucht, wobei er einige bemerkenswerte Wahrheiten zu sagen hat: „Glaubt ihr denn, ihr seid unschuldig, ihr wäret nicht mit tausend Fäden an eure Väter geknüpft, ihr könntet den Strang einfach durchschneiden und tun, als wäret ihr ohne Väter auf die Welt gekommen? Ihr seid nicht verantwortlich für eure Väter, aber ihr steht auf den Schultern eurer Väter...“ (S. 157).

Ein Jammer, daß so treffende Gedanken so verfehlt wie nun eben in der Fabel dieses Buches illustriert sind. Neben krassen Wahrheiten über Massenmorde (S. 31) und KZ-Greuel (S. 81) eine die historische Wirklichkeit völlig verzerrende Schilderung der ‚Kristallnacht‘ (S. 66 ff.), so daß der Leser nie weiß, wo der Verfasser als ‚Zeuge‘ spricht, wo er seiner Phantasie freien Lauf läßt. (Während bei Böll *alles* ‚verfremdet‘ ist und um so wahrer, je weniger es auf geschichtliches so Wirklichvorgekommensein den leisesten Anspruch erhebt!)

Auch dieses Buch hat – durch Aufnahme in die Fischer-Bücherei – Zehntausende von Lesern gefunden. Man kann nur hoffen, daß es gerade bei denen, die das Lesen so ausgerichteter Bücher am nötigsten hätten, nicht mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat und weiter stiftet.

Die Leser des RUNDBRIEFS aber dürfen wir angesichts jener begrüßenswerter Unversöhnlichkeit, die bei Böll und Schallück zu Worte kommt, noch einmal an unsre Auseinandersetzung mit THE BRIGDE III über Bubers angeblich übermäßige Unversöhnlichkeit erinnern (FR XI, 102); aber: „Auch unser Gott ist verzehrendes Feuer!“ (Hebr 12, 29).

Jules Isaac: Jésus et Israël. Paris 1959. Fasquelle Editeurs. 596 Seiten.

Dieses Werk, dessen erste Ausgabe vor gut zehn Jahren am Anfang der christlich-jüdischen Bemühungen um zur Pflicht gewordene Revisionen in liturgischen Texten (Karfreitagsfürbitte) und im christlichen Religionsunterricht stand, und das also Geschichte gemacht hat (vgl. u. a. Rundbrief 8/9 mit der Wiedergabe seiner Thesen, welche die von Seelisberg und Schwalbach anregten!), liegt nun in neuer Ausgabe vor. Im wesentlichen als unveränderter Neudruck, aber ergänzt durch den Fortgang der wissenschaftlichen Diskussion einbeziehende Anmerkungen (S. 587–596) und wohltuend entschärft in der Widmung an Frau und Tochter „tuées par les nazis d’Hitler“ (nicht mehr: „par les allemands“!), „tuées simplement parce qu’elles s’appelaient ISAAC“.

Jose Orabuena: Groß ist Deine Treue. Roman des jüdischen Wilna. Paderborn 1959. Ferdinand Schöningh. 589 Seiten.

Dieses monumentale und beglückende Werk verhält sich zu Josef Roths mit Recht als Skizze ostjüdischer Frömmigkeit berühmtem Hiob (FR XI, 112) etwa so, wie sich Adalbert Stifters weitausholender Roman Witiko zu einer seiner „Studien“ verhält: Kein bloßer noch so ansprechender Ausschnitt wird hier geboten, sondern eine ganze Welt, die Welt jenes „litauischen Jerusalem“, die bis vor zwanzig Jahren das pulsende Herz des östlichen Judentums war. Hier ist sie im Wort des reifen Erzählers bewahrt, von liebevoller Erinnerung verklärt (nicht „idealisiert“) und wird wohl für jeden gutwilligen Leser des Werkes zum unanfechtbaren Zeugnis für die Wahrheit des Ausspruchs, den im Gleichnis vom verlorenen Sohn (dem heimgekehrten Heiden) zu dessen älterem Bruder (dem Juden) der (göttliche) Vater tut: „Mein Sohn, du bist allezeit bei Mir...“ „Eindrucksvoll an der ostjüdischen Gemeinschaft“, schreibt ja mit Recht in seinem feinsinnigen Geleitwort *Walter Nigg*, „ist die selbstverständliche

Voraussetzung des Göttlichen. Allein, die Gegenwart des Ewigen wird nie mit Absicht erwähnt, unterstrichen oder gar lehrhaft vorgetragen. Die leiseste Spur Tendenz fehlt in dieser Dichtung. Das Religiöse ist stillschweigend und redend überall dabei... es wird alles, auch das scheinbar Weltlichste aus und mit einer religiösen Gesinnung vollbracht“. Besonders wohlthuend mag das der westliche Leser bei dem zugleich so unbefangenen und so zarten Reden über das eheliche (und das sozusagen „neben“-nicht „gegen-eheliche“) Liebesleben der Mitglieder jener jüdischen Sippe empfinden, als deren Gast er seinen hauptsächlichlichen Helden, den weisen, greisen sefardischen (d. h. westjüdischen) Arzt David Orabuena das ostjüdische Wilna kennen- und lieben lernen läßt, von diesem aber zuerst verkannt, fast schon geächtet, dann aber gebührend verehrt und geliebt werden, so daß man ihn gar zum „Juden von Wilna“ ernannt, während nun seine Gegenwart sich fast wie das Schutzpatronat eines Heiligen für das jüdische Wilna auswirkt: Von keiner Heimsuchung durch die einheimische Bevölkerung wird erzählt, wenn auch der Leser das dieser ganzen Welt bevorstehende Schicksal so wenig je vergessen kann, wie das zurückliegende, immer wieder schon genügend schlimme von den ihr Angehörigen zu vergessen ist, ohne daß sie doch unter diesem täglich drohenden Damoklesschwert der Pogrome jede Lebensfreude oder gar ihr Gottvertrauen eingebüßt hätten. (Als einzigen Mißklang bemerken wir hier mit Bedauern eine in dem sonst so ergreifenden Bericht über die Austreibung der Vorväter aus Spanien auftauchende Wendung – S. 70 – von „dem machtvollen Einfluß des Papstes, einem Einfluß, der, wie hoch er auch veranschlagt werden muß, dennoch immer die böse Kraft des Pöbels, der Masse benötigte“ – als ob nicht gerade das Papsttum in der Regel die Juden gegen diese böse Kraft des Pöbels zu schützen versucht hätte!)

Das ganze Werk ist vor allem denen auf das Wärmste zu empfehlen, die für sich selbst oder vielleicht auch für ihnen anvertraute Jüngere das Bedürfnis empfinden, das wirkliche Bild des ostjüdischen Menschen an der Stelle des früher landläufigen verächtlichen oder vollends des böswillig verzerrten sehen, sein Dasein als das ‚priestervolkliche‘ Ghetto-Kloster-Leben inmitten der Welt verstehen zu lernen, das es gewesen ist, und so in den Herzen den Grund zu legen für jene über alles wichtige moralische Wiedergutmachung, die noch mehr den Christen als irgendwem sonst aufgegeben ist. Dazu durch die Vorlage eines gleichzeitig durch seine dichterischen Qualitäten so hervorragenden Buches mitgeholfen zu haben, kann man Verfasser und Verleger nur danken und wünschen, daß verdienter Erfolg ihre verdienstvolle Mühe lohnen möge.

*

Anhangsweise sei vermerkt, daß wir die Erwerbung des Copyright gerade dieses Buches durch den – gemeinsam mit Schöningh auf dem Titel erscheinenden – Thomas-Verlag, Zürich, gern als einen Akt moralischer Wiedergutmachung dafür aufnehmen, daß eben dieser Verlag seinerzeit die deutsche Übersetzung des Buches von Douglas Reed (From Smoke to Smother, 1948) herausbrachte, was Prof. *Wilhelm Neuß* (im Rundbrief 17/18, S. 37 f.) treffend als ‚Das Wiederaufleben einer antijüdischen Fälschung‘ brandmarkte (der berichtigten ‚Protokolle...‘) – groß ist die Umkehr!

Ernst Ludwig Ehrlich: Kultsymbolik im Alten Testament und im nachbiblischen Judentum. Stuttgart 1959. Anton Hiersemann. 143 Seiten.

Wilhelm Freyhan: Der Weg zum Judentum. Frankfurt 1959. Europäische Verlagsanstalt. 175 Seiten.

Zwei sich gegenseitig ergänzende Fragen werden durch diese beiden Bücher beantwortet: Woraus und wie entwickelte sich das greifbare Geschehen, das uns als jüdische Religionspraxis einst und jetzt begegnet, sozusagen der ‚Leib‘ des Judentums? Und: Worin besteht und wie äußert sich normgemäß